

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

26.8.1923 (No. 34)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 34



26. Aug. 1923

Karl Obser / Zur Erinnerung an Christian Friedrich Schönbein.

Basel, 13. Sept. 1860.

Eure Königliche Hoheit

Zu den Basler Gelehrten, die mit dem verstorbenen Großherzog Friedrich I. von Baden in nähere Berührung kamen — wir erinnern nur an Jakob Burckhardt und vor allem an Heinrich Geiser — zählt auch Christian Friedrich Schönbein, der Entdecker des Ozons und Erfinder der Schießbaumwolle, der als Lehrer der Chemie, eine Pflanze der Universität, seit 1829 in Basel wirkte und in der Stadt, die ihm schon 1840 das Ehrenbürgerrecht verlieh, eine zweite Heimat fand, der er bis zum Tode treu blieb. Im Winter 1859 erging an ihn auf Anregung des ihm befreundeten Physikers Wilhelm Eisenlohr eine Einladung zu einem Vortrage in der Karlsruher Museums-Gesellschaft. Der Vortrag, für den er das ihm besonders naheliegende Thema „Der Sauerstoff und seine Bedeutung für den Haushalt der Erde“ wählte, fand kurz nach Weihnachten, am 28. Dezember, statt. Der Großherzog, der zugegen war, unterhielt sich angeregt mit dem Redner und lud ihn auf den nächsten Tag mit Eisenlohr zur Familientafel. Die Stunden, die Schönbein im engsten Kreise der fürstlichen Familie verbrachte, die gütige und herzliche Aufnahme, die ihm dort zuteil wurde, blieben ihm in bester Erinnerung. Die Hundertjahrfeier von Hebel's Geburtstag im Mai 1860 gab ihm Anlaß, sich von neuem an den Großherzog zu wenden. Im Namen der Basler Freunde und Verehrer des alemannischen Dichters machte er ihm Mitteilung von der zu dessen Gedächtnis eben erfolgten Stiftung zugunsten der Gemeinde Hausen, für die sie die Mittel angebracht hatten. Der Fürst, der darüber hocherfreut war, sprach ihm schriftlich Dank und Anerkennung aus (20. Juli). Bald darauf, nach Semesterschluß, ging Schönbein nach dem Rigi, wo er nach Abrede mit Eisenlohr zusammentraf und „auch bei dem schlechtesten Wetter heitere Stunden der Freundschaft verlebte“. Über den gemeinsamen Aufenthalt berichtete dieser am 13. August dem Großherzog: „Ein Brief von Euer Königl. Hoheit brachte von Ihnen und Ihrem Hause uns frohe Kunde und erfreute die Herzen zweier treuer Veteranen, die, wenn auch vom vorigen Jahrhundert stammend, doch immer noch jugendlich bei solcher Nachricht schlugen. Aber da wollten auch gleich andere sich vordrängen und gehören doch nicht einmal dem Badi'schen Lande an. Die Schweizer und darunter besonders die Basler äußerten uns vielfach den Wunsch, Ihre Königl. Hoheiten auch nur einmal in ihrer Mitte zu sehen. Sie hoffen als Republikaner beim Ausdruck ihrer Verehrung und Liebe im Vortheil gegen andere zu sein, so daß ich es für meine Pflicht halte, davon Bericht zu erstatten.“ Und am Schlusse fügte er hinzu, daß er in den nächsten Tagen nach Basel gehen werde, um als Gast der Universität an ihrer 400jährigen Jubelfeier teilzunehmen. Im Auftrage seines Landesherren überbrachte er bei dem Anlaß dem Basler Freunde eine Einladung nach der Mainau. Noch unter dem frischen Eindruck der schönen, harmonisch verlaufenen Feier richtete Schönbein am 13. September an den Großherzog das nachfolgende stimmungsvolle Schreiben:

sind so gnädig gewesen, durch Herrn Eisenlohr zu einem Besuche nach Mainau mich einladen zu lassen, für welche unverdiente Huld ich Eurer Königl. Hoheit meinen wärmsten Dank ausspreche. Gestattet es das Wetter und treten nicht unerwartete Hindernisse mir in den Weg, so gedenke ich in der letzten Woche des laufenden Monats meine schon längst beabsichtigte Reise nach dem Schwabenlande auszuführen und dieselbe über den Bodensee zu nehmen. Sollte Euer Königl. Hoheit bis dahin noch in Mainau verweilen, so werde ich mir die Freiheit nehmen, Eurer Königl. Hoheit und Höchstdero Gemahlin der Frau Großherzogin meine Ehrfurcht und Verehrung persönlich zu bezeugen. Eisenlohr wußte nicht genug zu rühmen, wie reichend es in jeder Beziehung auf der herrlichen Insel sei, weshalb es mir Euer Königl. Hoheit verzeihen mögen, wenn durch diese Schilderungen in mir eine starke Lust erregt wurde, auf einige Stunden wenigstens des großen Vorzugs zu genießen, Augenzeuge des schönen und glücklichsten Familienlebens eines edlen Fürstenpaares seyn zu dürfen.

Unser Jubiläum ist nun vorüber und nach meinem Dafürhalten auf das Beste verlaufen. Alle deutschen ohne Ausnahme, ja sogar die belgischen und holländischen Universitäten waren zahlreich und zwar zum Theile durch ausgezeichnete Männer vertreten. Nur Straßburg fehlte, das seiner früheren vielfachen Verbindungen mit Basel halber ebenfalls zum Feste geladen war.

Der Vertreter der polytechnischen Schule von Karlsruhe, der einzigen Anstalt dieser Art, welche zur Teilnahme an der Secularfeier von uns eingeladen wurde, war der treffliche Eisenlohr, und sicherlich einen bessern Abgeordneten hätte man von dort aus nicht schicken können. Ich will es Eurer Königl. Hoheit nicht verhehlen, daß derselbe die Herzen der Basler im Sturmtritt erobert hat, nach dem Caesari'schen Dictum: „veni, vidi, vici“ und der entschiedene Liebling unserer Bürgerschaft in der kürzesten Zeit geworden ist, was mich in keinerlei Weise wundert. Daß wir demselben bei dem Anlaß den philosophischen Doctorhut aufgesetzt, wird Eurer Königl. Hoheit nicht unbekannt geblieben seyn; es war dies eine vielfach verdiente Auszeichnung.

Was mich bei dem begangenen Feste ganz besonders erfreute, war die warme Theilnahme, die uns das gelehrte Deutschland durch seine Abgeordneten bezeugt hat, und ich darf Euer Königl. Hoheit versichern, daß dieselbe von Schweizerischer Seite hoch gewerthet wurde. Alle Festgenossen von diesseits und jenseits des Rheins fühlten sich als Brüder aus dem gleichen Stamm entsprossen und durch die innigsten geistigen Bande fest untereinander verknüpft, durch die Gemeinschaftlichkeit der höchsten Güter auf das Unauflöslichste verbunden, trotz der politischen Trennung der Eidgenossen.

schaft von Deutschland. Diesen Gefühlen der Festversammlung wurde in vielfachster, obwohl immer in gehaltenster Weise Ausdruck verliehen bei den Festmahlen wie in den offiziell dargebrachten Glückwünschen der akademischen Abordnungen. Mehr zufällig als absichtlich wohnte ein Pariser, welcher den dortigen Nachhabern nahesteht, einer der Feierlichkeiten bei und nach Franzosenart des Deutschen völlig unfundig fürchtete er von jedem in unserer Sprache ausgebrachten Trinkspruch, daß er einen Hieb auf die jetzige Ordnung der Dinge seines Landes enthalte, so daß der arme Mensch ziemlich unruhig neben mir auf seinem Stuhle saß. Ich leugne nicht, daß ich mit dem Mißbehagen meines welschen Tischnachbars kein sonderliches Mitleid fühlte. Natürlich herrschte so viel Schicklichkeitsgefühl, daß in der Gesellschaft selbst in den wärmsten Tischreden der Name „Frankreich“ u. s. w. niemals genannt wurde. Unverhohlen, ja sehr stark sprach der holländische Abgeordnete seine Theilnahme an der großen deutschen Familie aus und schloß mit einem feurigen Hoch auf die Freiheit und Unabhängigkeit aller Länder deutscher Zunge. Es wehete überhaupt durch das ganze Jubiläum ein ächt germanischer Geist, was zu vernehmen gewiß auch Eure Königl. Hoheit freuen wird.

In der schmeichelhaften Voraussetzung, es werde Eure Königl. Hoheit einigen Theil nehmen an der Hochschule einer Stadt, in welcher Höchstvero erlauchte Vorfahren Bürger waren und die seit Jahrhunderten in so innigen Berührungen mit dem Markgrafen-Lande steht, bin ich so frei, Eure Königl. Hoheit einige der vielen Festschriften zu überreichen, von deren Inhalt ich annehmen darf, daß er für Eure Königl. Hoheit des Interesses nicht ganz bar sei. Auch mein Freund und Collega Wischer nimmt sich die Freiheit, Eure Königl. Hoheit seine Geschichte der hiesigen Universität<sup>1)</sup> darzubringen und ich bitte Eure Königl. Hoheit die bescheidenen Gaben gnädigst entgegennehmen zu wollen.

Zu der so erfreulichen Erledigung des unerquicklichen Concordatsstreites bringe auch ich, hochverehrter Fürst, meine herzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche dar. Sie war eine eben so segensreiche als Eure Königl. Hoheit würdige That, über welche sich alle herzlich freuen, die es mit Eure Königl. Hoheit, mit Baden und Deutschland wohl meinen.

Für das huldreiche Schreiben, mit welchem mich Eure Königl. Hoheit unter dem 20. Juli geehrt und erfreut haben, sage ich den ehrerbietigsten Dank, und zur größten Freude und Genugthuung hat es den Basler Hebelreunden gereicht, daß ihre bescheidene Stiftung den Beifall Eure Königl. Hoheit geerntet.

Schließlich wage ich es noch Eure Königl. Hoheit um die Gnade zu bitten, meine geringe Person bei allerhöchster Gemahlin, der Frau Großherzogin in gewogene Erinnerung zu bringen und auch

<sup>1)</sup> W. Wischer: Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529.

dem lieben kleinen Prinzen zu sagen, wie lebhaft ich mich noch der anmuthigen Weihnachtsbäume des vorigen Jahres im Schlosse zu Karlsruhe und der lehrreichen Bilderbücher erinnere, über welche damals der Kinderfreund Eisenlohr dem geliebten fürstlichen Kinde so äußerst verständliche und anschauliche Erläuterungen gegeben.

Daß Gott in seiner Gnade Eure Königl. Hoheit, Höchstvero Gemahlin und den geliebten Sohn noch lange zu Ruh und Frommen Badens und Deutschlands behüten, schützen und erhalten möge, ist der heißeste Wunsch von

Eurer Königl. Hoheit  
unterthänigstem  
C. F. Schönbein.

Aus dem Besuche auf der Mainau wurde nichts, da der Großherzog diesmal seinen Aufenthalt schon Mitte September abbrechen mußte. In einem eigenhändigen Schreiben gab er seinem Bedauern darüber Ausdruck, in der Hoffnung, den hochgeschätzten Gelehrten dort ein andermal bei sich zu sehen. Ob und wann dies geschehen, läßt sich nicht feststellen, da der Schriftwechsel mit Schönbein nur lückenhaft erhalten ist. Nur ein Brief liegt noch vor aus dem Februar 1865; er ist bezeichnend für den Kinderfreund und einstigen Knaben-erzieher. Schönbein schickte mit ihm für den damals achtjährigen Erbgroßherzog, um diesen anzuregen, eine farblose Tinte, die auf dem Papier eine blaue Schrift erzeugte, eine Erscheinung, die, wie er bemerkte, wesentlich „auf der durch die Capillarität des Papiers bewerkstelligten chemischen Trennung einer lockeren farblosen Verbindung beruhte, welche einen blauen Stoff zum Bestandtheil hatte.“ „Es ist freilich — meinte er — jetzt noch nicht an der Zeit, dem beginnenden Schüler einläßliche Belehrungen über Naturerscheinungen zu geben, deren eigentliches Verständnis ein reiferes Alter erfordert; nach meinem Ermessen kann aber und soll auch in dem jugendlichen Gemüth ein Ahnen der Naturkräfte und ihres eben so reichen als wunderbaren Spieles geweckt werden, aus welchem bei fortgeschrittener Entwicklung des Geistes allmählig eine bewußte Liebe zur Natur und Wissenschaft, wie auch eine tiefe Hochachtung vor denselben erwächst. Wie ich dies aus eigener Erfahrung weiß, üben Jugendeindrücke, durch ungewöhnliche Naturerscheinungen hervorgerufen, auch wenn sie an und für sich keine sehr große Tragweite haben sollten, einen tiefgreifenden Einfluß auf die Richtung aus, welche der Geist in späteren Jahren nimmt, weshalb ich es für angemessen erachte, schon dem zarten Knabenalter zuweilen eine Erscheinung dieser Art vor Augen zu führen und dieselbe für sich allein auf das kindliche Gemüth wirken zu lassen, ohne weitere Belehrungen daran zu knüpfen.“ Es war wohl eines der letzten Schreiben, das der greise Gelehrte an den Karlsruher Hof richtete; wenige Jahre später, 1865, beschloß er zu Wildbad, wo er Genesung suchte, sein an Erfolgen reiches Forscherleben.

## Karl Doll / Die Bekämpfung der Pest in Südwestdeutschland im 17. und 18. Jahrhundert.

(Nach Akten des badischen Generallandesarchivs.)

Die folgenden Ausführungen sind ein Ausschnitt aus der Seuchengeschichte Europas. Es ist ein düsteres Kapitel, um so düsterer, als es sich dabei im besondern um die Pest handelt, die furchtbarste Krankheit, die je das Menschengeschlecht heimgesucht hat und noch heimjucht.

Aus den ehemaligen Markgrafschaften Baden-Baden, Baden-Durlach und aus der ehemaligen Kurpfalz befinden sich Akten im Generallandesarchiv, aus denen nähere Einzelheiten zu entnehmen sind über das Auftreten der Pest in Europa im 17. und 18. Jahrhundert und über die Vorkehrungen, die gegen ihre Weiterverbreitung getroffen wurden.

Zum besseren Verständnis dieser außerordentlich einschneidenden, Handel und Wandel lahmlegenden Maßregeln möge eine kurze Übersicht über das Vorkommen der Pest in Europa überhaupt vorausgeschickt werden. Daß Angst und Schrecken vor dieser furchtbarsten aller Seuchen durch die Völker und durch die Jahrhunderte fortlebten, wird man so erst voll begreiflich finden.

Es kann heute als festgestellt gelten, daß die Pest als endemische Krankheit von alters her bald in stärkerer, bald in geringerer Aus-

dehnung in gewissen Teilen des Orientes geherrscht hat und auch heute noch herrscht. Diese alten Pestherde sind zu suchen vornehmlich in Ägypten und den angrenzenden Küstenländern des Mittelmeeres, in der asiatischen, zeitweise auch in der europäischen Türkei, in Syrien, Syrien und Arabien und für die Abart der sog. indischen Pest in gewissen hochgelegenen Teilen des Himalayagebietes. Sodann wurde durch Robert Koch im Jahre 1897 ein anscheinend uralter Pestherd in Uganda in Zentralafrika festgestellt. Von diesen Herden aus sind vornehmlich drei große Einbrüche in Europa erfolgt. Man darf sich indessen den Hergang nicht so vorstellen, als ob in der Zwischenzeit die europäischen Länder völlig pestfrei gewesen wären. Wir werden später sehen, und zwar im Gegensatz zu der sonst landläufigen Auffassung, daß eine Reihe mehr örtlich begrenzter, auch in ihrem Verlauf teilweise milderer Epidemien auch in den Zwischenzeiten unseren Erdteil nicht verschont haben. Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, inwieweit etwa diese Lokalseuchen bei den großen Ausbrüchen als Ausgangsherde eine Rolle gespielt haben oder inwieweit sie etwa den großen Einbrüchen über die Grenzen Europas gleichsam die Hand gereicht haben.

Der erste Einbruch, von dem wir geschichtliche Kenntnis haben, ist die sog. Justinianische Pest<sup>1)</sup>. Sie führt diese Bezeichnung, weil ihr Beginn in die Regierungszeit (527–565) Kaiser Justinians I. von Byzanz fällt. Mit unerhörter Wut trat die Seuche zuerst im Jahre 542 in Pelusium, östlich vom heutigen Port Said gelegen, auf. Sie überzog von hier aus Ägypten, Syrien und das übrige Kleinasien und trat im folgenden Frühjahr in Konstantinopel auf europäischen Boden über. Hier wütete die Krankheit während vier Monaten derart, daß in der schlimmsten Zeit täglich 10000 und mehr Menschen daran starben. Die weitere Verbreitung erstreckte sich von hier besonders auf die Küstenländer des mittelländischen Meeres, aber auch nach Norden jenseits der Donau zu den deutschen, hunnischen und slavischen Völkern und später über das ganze weströmische Reich. Wir können uns von den furchtbaren Menschenverlusten einen Begriff machen, wenn wir hören, daß bis zum Ende des 6. Jahrhunderts das oströmische Reich etwa die Hälfte seiner Einwohner verloren hatte, daß dort mehrere Städte völlig ausgestorben und ganze Landstriche verödet waren.

Die zweite, noch viel größere epidemische Ausbreitung der Pest in Europa fällt in das 14. Jahrhundert. Sie ist bekannt und lebt noch heute im Volksbewußtsein unter der Bezeichnung des schwarzen Todes oder des großen Sterbens. Wiederum von Konstantinopel ausgehend, wohin die Einschleppung aus China wahrscheinlich, auch aus Indien, erfolgt war, breitete sich dann die Seuche über die Mittelmeerländer, vom Jahr 1347 an über ganz Europa bis in den äußersten bewohnten Norden aus. Sie trat vielfach in der Gestalt der sog. Lungenpest auf, d. h. als eine besonders leicht übertragbare, wie wir jetzt wissen durch den Pestbazillus verursachte Lungenentzündung, die in wenig Tagen tödlich zu enden pflegt. Diese schwerste Form der Mitbeteiligung der Atmungsorgane soll eine Eigentümlichkeit der in Indien heimischen Pest sein. Dies hat sich namentlich auch aus der genaueren ärztlichen Beobachtung der Pestepidemien ergeben, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts Britisch-Indien in mehrfachen Schüben heimsuchten. Der Menschenverlust in Europa durch den schwarzen Tod war ein ganz enormer. Nach angestellten Berechnungen wird angenommen, daß damals etwa der vierte Teil der Bevölkerung Europas weggerafft wurde. Wenn man dieselbe zu insgesamt 105 Millionen ansieht, so würde sich der Gesamtverlust auf etwa 25 Millionen belaufen.

Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts war dann die Hochflut dieser Seuche vorüber und sie tritt im Laufe des 15. immer deutlicher von den erreichten Grenzen zurück. Sie erhebt aber auch in den folgenden drei Jahrhunderten immer noch da und dort in mehr lokalen Ausbrüchen ihr Haupt. In einem medizinischen Buch, das später noch zu erwähnen sein wird (Theodor Zwinger<sup>2)</sup>, der sichere und geschwinde Arzt, Basel 1703), sind die Epidemien verzeichnet, von denen die Stadt Basel seit 1314 heimgesucht wurde. Im 14. Jahrhundert war es das Jahr 1314 und 1348, im 15. Jahrhundert das Jahr 1439, im 16. die Jahre 1502, 1517, 1539–41, dann 1550–53, 1563 und 1576–78, sodann 1582 und 1593, im 17. Jahrhundert von 1609–11, endlich noch 1629 und 1634 und 1667–68. Er gibt auch für die einzelnen Ausbrüche die Menschenverluste an, die sich jeweils auf mehrere Tausend belaufen und nennt mit Namen eine Reihe hervorragender Männer, Professoren, Geistliche, Ärzte, Ratsherren, angesehene Bürger, die der Krankheit zum Opfer fielen. Vom Jahr 1348 jagt er, es habe soviel Seelen gelostet, so daß vom Echemerthor bis an das Rhein-thor nur drei Ehen ganz geblieben. Anno 1439 seien während des Basler Konzils, das bekanntlich dann deshalb auseinander ging, täglich an die hundert Menschen gestorben.

Der Professor der Hygiene an der Basler Universität, Dr. Albrecht Burdhardt, gibt in einem 1908 erschienenen Werk (Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel) eine Zusammenstellung aller Pestepidemien, unter denen Basel zu leiden hatte. Darunter sind eine Anzahl aus dem 11., 13. und 14. Jahrhundert, die vor das Auftreten des schwarzen Todes fallen. Sie sind in den betreffen-

den Quellen teils als Pestilenz, teils als großes Sterben bezeichnet. Diese Ausdrücke werden im Mittelalter und später noch vielfach für unzweifelhafte Pest gebraucht. Immerhin bleibt es fraglich, ob es sich hier immer um Pest oder nicht auch zwischendurch um andere verheerende Volksseuchen, an denen ja jene Zeiten sehr reich waren, gehandelt hat. Burdhardt schätzt den Gesamtverlust der Stadt Basel durch die Pest bis zum Jahr 1667, wo sie zum letztenmal dort austrat, auf 60000–70000 Seelen<sup>3)</sup>. Basel war ja offenbar durch seine Grenzlage an der Ecke zwischen Schweiz, Frankreich und Deutschland und den dadurch bedingten lebhaften Verkehr einer Einschleppung besonders ausgesetzt.

Von früheren Verhütungsmaßnahmen in Basel erwähnt Burdhardt die Isolierung der Kranken und ihrer Familien in ihren Wohnungen. Häuser und Effekten wurden mit „lebendigem Kalk“ desinfiziert. Man fürchtete die Toten mehr wie die Kranken. Ein Ausspruch damaliger Zeit sagt: „eine ausgeblasene Kerze stinkt viel mehr als eine brennende.“ Deshalb sorgte man für rasche Fortschaffung der Leichen und verbot Leichenbegängnisse. Zu weitergreifenden Sperrmaßnahmen griff man erst 1667–68, und zwar wurde die Stadt von außen isoliert. Der Markgraf von Baden verbot jeden Verkehr mit der Stadt. Die Marktgräber Bauern lieferten ihre für Basel bestimmten Feldfrüchte und Waren weit vor der Stadt auf freiem Feld ab. Die Basler warfen das Geld zur Bezahlung in einen Topf mit Wasser, das zum Sieden erhitzt wurde.

Im 16. und 17. Jahrhundert war die Form der Pest offenbar etwas milder und auch ihr Auftreten nicht mehr so massenhaft. Speziell die mörderische Lungenpest scheint nur noch vereinzelt vorgekommen zu sein. Auch hier ist nicht ausgeschlossen, daß andere epidemische Krankheiten, wie schwere Grippe, typhöse Fieber, besonders Flecktyphus, auch Hungertyphus genannt, Pocken und ähnliche mit der echten Pest in den damals gebräuchlichen Sammelbegriff der pestilenzialischen Fieber hereingenommen wurden.

In unserer seuchengeschichtlichen Literatur<sup>4)</sup> findet sich die Angabe, daß in der Zeit des 30jährigen Krieges in Deutschland von einer besonderen Verbreitung der Pest nichts verlautet. Auffallenderweise — so wird betont — obwohl doch damals die äußeren Bedingungen dafür denkbar geeignet waren. Jene Angabe trifft für unsere Gegend, d. h. für Südwestdeutschland, jedenfalls nicht zu. Um hier klarer zu sehen, muß man die ortsgeschichtliche Literatur zur Hand nehmen. Wir haben für Baden eine ganze Reihe derartiger Monographien, welche aus örtlichen Archivalien geschöpft haben. Es seien nur die folgenden Nachrichten, die sich noch vermehren ließen, über Pestepidemien während des 30jährigen Krieges angeführt:

1. Geschichte der Stadt Durlach von Karl Gustav Fecht, 1809. Im Jahr 1623 herrschte die Pest in Gröbzingen. Hier blieben nur fünf Haushaltungen davon verschont. Ebenso 1626 in Langensteimbach und 1627 in Durlach selbst. Hier wurden zehn Wärterinnen für die Kranken und acht Träger zur Leichenbestattung eigens bestellt. Da die zwei Durlacher Ärzte Schmidt und Gempy nicht ausreichten, kamen Ärzte aus Pforzheim zur Hilfe. Auch vom Jahr 1636 wird von einer Seuche in Durlach berichtet. Ob es Pest war, ist indessen nicht festzustellen.

2. Chronik der Stadt Wolfach von Franz Ditsch, 1920. Im Jahr 1635 wurde das Städtchen von den drei Geißeln Krieg, Hunger und Pest gleichzeitig heimgesucht. Das dortige Bürgerbuch berichtet darüber: „Theure Zeit und Sterbend. Anno 1635 wahre eine große Thewrung und Sterbend. Esz hat die Pest regierdt, seindt allhier in besagtem Jahr 230, im Kirchspiel 432 Personen gestorben.“ (Normalzahl in anderen Jahren 30–40 Personen.) „Esz haben auch Vihl Leuth von todten Koffen, welche man auf den Wasen geführt hat, dasz Fleisch gessen, auch Hundt und Katzen gemezget, und sonst unmenliche Speisen ausz großem Hunger gessen. Esz haben viel Leuth Nacheln gemahlen und Brot daraus gebaden und habens vor großem Hunger gessen, seindt davon geschwollen“ und sind hin und wieder vill Tausend Menschen Hungers gestorben.“

<sup>3)</sup> Im 17. Jahrhundert hatte Basel durchschnittlich 13600, im 18. 16080 Einwohner.

<sup>4)</sup> Seder: Geschichte der Seilkunde, Berlin 1822, und Virsch: Hist.-geogr. Pathologie, Erlangen 1859.

<sup>5)</sup> Dieser Umstand wird auch anderwärts aus jenen Hungerjahren mehrfach erwähnt. Wasserlächtige Anschwellungen, die sog. Dedenkrankheit oder das Hungeroedem wurden als Folge quantitativ und qualitativ unzureichender Nahrung auch während des verfloffenen Weltkrieges beobachtet.

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1)</sup> Bei der sog. attischen Pest oder Pest des Thutmidides während des peloponnesischen Krieges in den Jahren 430 und 429 v. Chr., an der außer vielen seiner athenischen Mitbürger auch Perikles starb, hat es sich nach der Auffassung der medizinischen Geschichtsforschung nicht um Deulenpest, sondern wahrscheinlich um ein gleichzeitiges Vorkommen verschiedener Hunger- und Kriegsseuchen gehandelt.

<sup>2)</sup> Theodor Zwinger d. J., geb. 1658, gest. 1724 aus einer alten Basler Ärzte- und Naturforschersfamilie. Er war nachher Professor der Rhetorik, der Physik (als solcher hat er zuerst physikalische Experimente beim Unterricht gemacht), der Anatomie und der Botanik.

## A. M. Frey / Der Fremde.

... Ich trat hinaus auf den Balkon eines großen Zimmers. Ein verschlafener Wind spielte durch die Blumentöpfe auf der Brüstung. Es dämmerte. Aber ich war mir nicht klar darüber, ob die Dämmerung dem Morgen oder dem Abend gehörte, denn alles, was geschehen und gewesen war vor eben diesem Schritt auf den Balkon, war wie ausgewischt aus meinem Gedächtnis. Während ich nachsann über die Vorzeichen des Zwielichtes, spähte ich von der vierstöckigen Höhe hinab auf die Straßenkreuzung und die eine der Straßen entlang. Sie war leer von Menschen, und es fiel mir ein, wie wir als Kinder an schönen Sommernachmittagen, wenn die Städler ausgerückt waren in Wald und Feld, uns damit vergnügt hatten, stundenlang zu lauern auf ein vollkommenes Leersein ihres ohnehin nicht sehr belebten Pflasters. Selten war es uns geglückt, sie für kurze Zeit menschenverlassen in ihrer ganzen Länge zu sehen. Jetzt war wieder solch ein Augenblick. Doch nein — dort hinten schritt jemand einsam heran. Er schien mir in einen schwarzen Mantel gehüllt zu sein und eine Stange auf der Schulter zu tragen. Es wird der Laternenanzünder sein, dachte ich, also liegt der Abend über den Häusern. Und ich war froh, des Zweifels wegen dieses Dämmererscheinens enthoben zu sein. Bald aber sollte ich wieder im ungewissen dastehen. Denn es flammten keine Lichter auf. Der Mann ging achtlos an den Laternen vorbei, ging in ein Haus. — Wer mag der einzelne Wanderer gewesen sein? Und warum bleibt die Straße hartnäckig leer? fragte ich mich. Die dunkle Gestalt war dahergeschritten, als käme sie aus weiten Fernen, als gehöre sie nicht in diese Stadt, nicht einmal in dieses Land. Vergebens überdachte ich, welche Gebärde oder welcher Auspruch diesen Eindruck in mir wachgerufen haben könne. Ich wußte keinen Grund dafür. Er schien mir eben seltsam anders als die anderen, dieser Fremde — dieser Wanderer, wie ich ihn bei mir nannte — obgleich er doch wohl ein Städter war, ein harmloser Anwohner dieser Straße. Er weckte eine unruhige Neugier, ein brennendes Verlangen in meiner Brust, ihn abermals zu sehen. — Wird er wieder herauskommen aus dem Hause? Schwerlich. Er wird wohl darin wohnen. Aber wenn er doch ein Fremdling ist? — Kaum hatte ich dies gedacht, da trat er heraus auf die dämmernde Straße, ging quer über den Fahrdamm mit geschulterter Stange, wie es Laternenanzünder tun an stillen Abenden, und verschwand drüben in einem Portal. — Wer mag er sein? Wer mag er sein? quälte ich mich. Er schien der einzige Lebendige in dieser Ausgestorbenheit, denn die Straße blieb verlassen nach wie vor. Es währte nicht lange, so sah ich seinen dunklen Mantel wieder unter dem Tor, und wieder schritt er über die Straße in das nächste Haus. Da bewegte sich etwas aus der Tür, in die er vorhin zuerst gegangen — ein länglicher, schmaler Block, eine schwarze flache Kiste — ein Sarg. Ich wußte, daß es ein Sarg war. Auf seinem Deckel glom ein Licht, klein wie ein leuchtender Tupfen. Der Sarg schob sich allein heraus auf die Straße. Die letzten Kräfte des Toten sind in das Holz gewichen, dachte ich, so daß es nun von selbst über den Boden gleitet wie ein steifes Tier ohne Glieder und Gelenke. Und zum Sehen gebraucht es den Tupfen Licht. — Da schob sich aus dem Hause gegenüber ein gleicher funkengetränkter Kasten, und bald aus einem anderen ein zweiter und dritter. Mittlerweile ging der Fremde immer weiter von Haus zu Haus — immer näher auf meines zu. Und die Schar der kriechenden Särge vermehrte sich. Es waren auch solche für Kinder darunter. Sie sahen aus wie die Jungen dieser großen schwerfälligen Tiere, und mir war es, als glitten die Alten sorglich und behutsam um sie herum.

Wieder wehte der dunkle Mantel quer über das stille, nur von den Särgen schwerfällig belebte Pflaster — hinein in ein neues Haus — und mit einem Male wurde mir atemstodend klar: er wird auch zu dir kommen, der unentwegte Wanderer, und dein Sarg — dein Sarg wird bald mit denen da unten marschieren! Aber ich will ihn nicht empfangen, den dunklen Mantel, bin für ihn nicht zu sprechen, laß ihn nicht herein! — Ins Zimmer eilend, wollte ich die beiden Türen versperrern, jedoch die Schlüssel, die sonst immer gesteckt hatten, fehlten. — So will ich die Eingänge verrammeln! Mit keuchender Brust, in der Angst, zu spät damit fertig zu werden, schob ich eine schwere Kommode vor die eine der Türen. Aber kaum stand sie am Platze, so fiel sie unter meinen Händen in sich zusammen wie vermodertes Holz. Aus ihren bröckelnden Resten leuchteten bunte

Stoffe und weißes Dinmen in wirrem Haufen. Ich sah mich suchend um — gleich wird er kommen! — stürzte auf den Balkon — was ist zu tun? — Im Nebenzimmer wußte ich einen Revolver und Patronen. Ich holte beides, und während ich die Waffe lud, trat ich wieder auf meinen Beobachtungsposten und sah hinunter auf die Straße — sah ihn gerade in mein Haus eintreten. Noch einen letzten verzweifeltsten Versuch, mich zu verbarrikadieren, wollte ich machen, aber als ich mich umwandte und ins Zimmer zurücktrat, stand er schon mitten im Raum und grüßte. Er trug keine Stange mehr. Sein Gruß hatte etwas Abgenutztes — war von einer mechanischen Höflichkeit, die mich daran denken ließ, daß er den Hut schon oft in dieser gleichgültigen Art gezogen habe — genau so in all den anderen Häusern. Er sagte nichts. Er kam näher und reichte mir ein weißes Kärtchen, eine Visitenkarte. Ich bemühte mich, den Namen zu lesen. Aber kaum hatten die Augen die ersten Buchstaben erfaßt, so schoben sich die anderen davor und dazwischen. So oft ich lesen wollte, begann der Tanz von neuem. Das Spiel schien dem Fremden zu gefallen, denn er lächelte, als ich von der Karte auffah. Er lachte mich wohl aus! Das erregte meine Wut, ich riß den Revolver aus der Tasche — ohne lange Überlegung — nur in dem Drange, ihm bei irgend einem weiteren häßlichen Beginnen zuzukommen — und schoß ihn mitten ins Gesicht. Er trat einen Schritt zurück, mit einem leicht erstaunten Ausdruck, dann hob er die Hand und grub sich die Kugel mit einem seiner unmäßig langen Finger aus der Augenhöhle. Jetzt erst sah ich, daß er keine Augen hatte — nur tiefe Löcher, die dunkel in den Schädel führten. Er wog die kleine Kugel auf der flachen Hand, packte sie mit spizen Fingern — lächelte, und warf sie leicht hin gegen eine große Vase, die auf einem Schranke stand. Gleichzeitig dröhnte ein Schuß, und die Vase flog zerplatzend in Scherben zu Boden. Nun kam es mir erst zum Bewußtsein, daß ich vorhin beim Abdrücken der Waffe keinen Knall vernommen hatte. Im tiefsten verwirrt, stand ich untätig da und war nicht fähig — obgleich ich es eigentlich wollte — noch einmal auf den Fremden zu schießen. Der kümmerliche sich gar nicht um mich, sondern schlug seinen Mantel zurück und griff in die Hosentasche. Dabei enthüllte er eine Weste, die hatte ein Schillern, als seien Opale zu einem schmiegsamen Tuche verarbeitet. Und durch den miltigen Glanz hindurch sah ich seine Eingeweide wie einen Klumpen gelblicher Schlangen sich regen. Es war nur für Augenblicke. Er ließ den Mantel gleich wieder zusammenfallen und zog das innere Teil einer Zündholzschatte, die er hervorgeholt hatte, aus ihrer Hülse. Dann begann er an der Schattele behutsam mit langen Fingern zu ziehen und zu zerrern, — sie wurde größer und größer, bald mußte er sie auf den Boden stellen, aber er ließ nicht nach, gebückten Körpers mit flinken Händen ihre Wände zu dehnen, bis endlich ein Kasten vor ihm stand, gleich den vielen, die unten auf der Straße durcheinander krochen. Als er dies vollendet hatte, richtete er sich auf und sah mich an, wie ein Operateur seinen Patienten kritisch betrachtet, wenn alles hergerichtet ist — eine Sekunde, bevor er zur Tat schreitet. — „Ich will nicht! ich will nicht!“ schrie ich auf und stüchtete durchs Zimmer. Das schien ihn nicht zu behelligen. Er folgte mir langsam und sicher. Als er schon nahe war, sprang ich auf den Divan, riß einen Spiegel von der Wand und ließ ihn auf seinen Schädel niedersausen. Die Glasplitter spritzten wie tausend Diamanten durch den halbdunklen Raum. Sein Kopf durchschlug den Spiegel, daß der Rahmen auf seine Schultern zu ruhen kam. Er aber stand gelassen vor mir und schüttelte nur die Splitter mit einer gelangweilten Miene von sich ab. Die Achseln unmerklich zuckend, als wollte er leise bedauernd sagen: dein Widerstand hilft dir nichts; es muß geschehen! griff er nach mir und hob mich wie eine leichte Bürde vom Divan herunter. Dabei faßte ich zur Abwehr mit beiden Händen in seinen Bart. Aber die Haare blieben mir in den Fäusten wie weicher Flaum. Er packte meine Arme und rechte sie wagrecht aus. Und als er sie wieder losließ, versuchte ich umsonst, sie in eine andere Stellung zu bringen. Dann knöpfte er mir die Weste auf und das Hemd — langsam und geschäftsmäßig — und durchstach ebenso vorsichtig wie unbedenklich mit seinem langen Zeigefinger meine linke Brust. Ich fühlte den Finger zum Rücken herauskommen, sah noch den Spiegelrahmen lächerlich um seine Schultern baumeln und die kahlen Stellen im ausgerauften Bart — dann schwanden mir die Sinne.